

Klaus Näumann

„Sich hineinbegeben in Musikkulturen und Lebenswelten“ – Musikethnologische Feldforschung als Teil der Lehre

Seit der Nachkriegszeit und unter dem besonderen Einfluss des anglofonen Sprachraums gilt es in breiten Kreisen jenes Faches, das seitdem vermehrt mit dem von Jaap Kunst kreierten Neologismus „Ethnomusicology“ bezeichnet wurde, weitestgehend als verbindlich,¹ dass sich die ForscherInnen in die von ihnen beforschten *Musikkulturen und Lebenswelten*² selbst hineinbegeben und die Musik vor Ort und im kulturellen Kontext studieren. Es liegt in der Natur der Sache, dass Berufsethos, Theorie, Ziele, Methodiken, Forschungsgegenständen und potentiell im Fokus stehende Musiken seit dieser Zeit immer wieder Gegenstand von Fachdiskussionen waren und fortwährend neu evaluiert wurde, ‚was dazu gehört und was nicht‘ Zwar herrscht hinsichtlich vieler Fragen weiterhin keine Einstimmigkeit en détail. Dennoch kann man bezüglich der Gegenwart sagen, dass einstmalige Grundsätze der Vergleichenden Musikwissenschaft aus der Vorkriegszeit (wie etwa eine Einengung auf schriftlose, außereuropäische Musikkulturen) und der Volksmusikforschung (mit einer Beschränkung auf Ländliches, nicht von Medien „kontaminiertes“, mündlich Überliefertes), heute so keine Gültigkeit mehr besitzen, schlichtweg, weil dies an den Realitäten einer komplexen globalisierten Welt vorbeizielte würde. Stattdessen herrscht eine relativ breite Interpretation des Faches und der Betätigungsfelder vor, zu denen Themen wie etwa urbane Musikkulturen, Musiken von Minderheiten, Gender-spezifische Thematiken, Musik und Medien, populäre oder hybride Musiken, wo auch immer diese

¹ Dessen ungeachtet existieren für die Musikethnologie natürlich Themen, bei denen Feldforschungen nicht unbedingt erforderlich bzw. gar möglich sind (z.B. Arbeiten im Bereich der Musikikonographie, historische Forschungen über bestimmte Kulturen oder gar die Fachgeschichte). Stellvertretend hierfür soll Frank Harrisons *Time Place and Music* (1973) genannt werden.

² Ich verwende den Begriff „Lebenswelten“ hier in einer pragmatischen Weise, im Sinne von „persönliches Umfeld; Welt, in der sich jemandes Leben abspielt“ (Duden), ohne (allein aus Platzgründen) auf die damit verbundene definitorische Vielfalt einzugehen.

beheimatet sein mögen, heute (größtenteils) selbstverständlich dazu gehören. Diese breite Ausrichtung mit einem multidisziplinären Ansatz geht beispielsweise auch anhand eines „Statements“ auf der Homepage der Fachgruppe Musikethnologie / Vergleichende Musikwissenschaft der Gesellschaft für Musikforschung hervor. Diese

„[...] definiert das Fach Musikethnologie nicht über den Gegenstand der sogenannten ‚außereuropäischen‘ bzw. ‚nicht-westlichen‘, ‚traditionellen Musik‘, sondern über eine kulturwissenschaftliche Perspektive auf den Gegenstand Musik. Aus dieser Perspektive hält die Fachgruppe die Feldforschung als zentrale Methode der Kulturanthropologie für ein wesentliches Merkmal musikethnologischer Forschung.“ ([Mendivil / Alge] o.A.)

Wenn allerdings – wie aus obigem Zitat hervorgeht – der musikethnologischen Feldforschung offenbar eine derart zentrale Bedeutung zukommt, dann stellt sich gleichermaßen die Frage, inwieweit dieses Moment im Curriculum der (in diesem Fall deutschen) Hochschul-landschaft verankert ist und aktiv betrieben wird.

1. Musikethnologie und Universität / Hochschule (primär im Deutschsprachigen)

Die Beantwortung dieser Frage erweist sich allerdings als nicht ganz einfach, da die Benennung jener Wissenschaft von den verschiedenartigen Musiken der Welt (primär abseits der Europäischen Kunstmusik) heute wieder mehr denn je zu variieren beginnt. So begegnen einem derzeit allein im deutschsprachigen Raum diverse Bezeichnungen, die über „Musikethnologie“, „Ethnomusikologie“, „Vergleichende Musikwissenschaften“, „Volksmusikforschung“, „Kulturelle Musikwissenschaft“, „Transkulturelle Musikwissenschaft“ bis hin zu „Anthropologie der Musik“ reichen und Ausdruck unterschiedlicher Traditionen bzw. Neuausrichtungen der jeweiligen Universitäten, Fakultäten oder Professur-InhaberInnen darstellen. Über all diese Begriffe und ihre geschichtlichen bzw. zukunftsorientierten Implikationen hier reflektieren zu wollen, würde den Rahmen eines Aufsatzes sprengen, weshalb in der Folge aus pragmatischen Gründen der

(wohl gebräuchlichste) Begriff „Musikethnologie“ verwendet werden soll.

Erfreulicherweise kann man konstatieren, dass trotz der Schließung einiger der insgesamt zahlenmäßig begrenzten Standorte, an denen die Disziplin nach dem Zweiten Weltkrieg beheimatet war, bzw. der Abschaffung von Professuren (Univ. Bamberg, FU Berlin, HfM Hamburg) neue Standorte und Professuren hinzukamen. Dazu zählen die Universität Halle, die Universität Würzburg (von der Universität Bamberg dorthin verlegt), die Universität Münster, die Universität Frankfurt, die Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover, die Folkwang Universität der Künste in Essen, die Hochschule für Musik „Franz Liszt“ in Weimar, die Hochschule für Musik in München und die Hochschule für Musik und Theater Rostock, wobei Letztere seit Kurzem schon wieder der Vergangenheit angehört.³ Deutlich wird anhand der zuletzt genannten Standorte überdies, dass die Musikethnologie heute an zwei unterschiedlichen Arten von Hochschuleinrichtungen beheimatet ist. Dies sind einerseits primär wissenschaftliche Einrichtungen, d.h. die Musikethnologie ist im Rahmen von musikwissenschaftlichen Instituten bzw. Seminaren zumeist an Philosophischen oder Kulturwissenschaftlichen Fakultäten / Fachbereichen angesiedelt. Andererseits handelt es sich bei den in jüngerer Zeit entstandenen Professuren (Weimar, Rostock, Hannover) um primär künstlerisch ausgerichtete Institutionen (vgl. Sweers 2009, S. 67), also überwiegend Musikhochschulen,⁴ an denen

³ Darüber hinaus existieren weitere Hochschuleinrichtungen, an denen zwar keine einschlägigen Professuren existieren, aber dennoch musikethnologische Inhalte vermittelt werden bzw. wurden (z.B. der Musikpädagoge / Musikethnologe Bernd Clausen an der HfM Würzburg). Zu erwähnen gilt es ebenso, dass in Deutschland in Ausnahmefällen die Musikethnologie vereinzelt an ethnologischen Instituten angegliedert ist bzw. eher war. So lehrten und forschten etwa Wolfgang Bender und Gerhard Kubik u.a. am Institut für Ethnologie und Afrikastudien der Universität Mainz. Gleiches gilt für außeruniversitäre Einrichtungen wie z.B. das Berliner Phonogrammarchiv, heute die Musikethnologische Abteilung, die ein Teilbereich des Ethnologischen Museums (ehemals: Museum für Völkerkunde) ist.

⁴ Die Folkwang Universität der Künste stellt eine Ausnahme dar: Die zweifelsfrei primär künstlerisch ausgerichtete Institution, trägt seit 2010 die Bezeichnung Universität, während sie zuvor unter dem Namen Folkwang Hochschule der Künste firmierte. In vergleichbarer Weise verhält es sich auch mit der Berliner Universität

musikwissenschaftliche Institute existieren, innerhalb derer die Musikethnologie einen Teilbereich darstellt.⁵

Während an den künstlerisch ausgerichteten Institutionen naturgemäß die praxisorientierte Ausbildung (Gesang, Instrument, Komposition, Dirigieren etc.) überwiegt, dominiert an Universitäten hingegen die wissenschaftsorientierte Ausbildung (vgl. Sweers 2009, S. 65 ff., 76). Für den beruflichen Werdegang der Absolventen bedeutet dies, dass Abgänger von Musikhochschulen eher als Künstler (Musiker, Sänger, Tänzer, Komponisten, Dirigenten etc.) eine Beschäftigung anstreben und finden, während für Universitätsabgänger eher die Aussicht besteht, in der Wissenschaft, der Wirtschaft oder im Medienbereich unterzukommen. Die Schnittmenge beider Hochschuleinrichtungen hinsichtlich ihrer Studentenschaft liegt in der Lehrerbildung des Faches Musik, die sowohl an Musikhochschulen (i.d.R. bis Sekundarstufe 2) als auch an Universitäten (i.d.R. maximal bis Sekundarstufe 1) geleistet wird. Künstlerisch-praktische und wissenschaftlich-theoretische Anteile sollten sich bei dieser Studierenden-Gruppe aufgrund des zukünftigen Berufsprofils zumindest annähernd die Waage halten.

Die Unterschiede in der Hochschuleinrichtung ließen sich bis vor einiger Zeit auch noch an den Abschlussqualifikationsarbeiten der Studierenden ablesen. Während an Universitäten i.d.R. Magisterarbeiten, Dissertationen und vereinzelt Habilitationen verfasst wurden,

der Künste (UdK), die bis 2001 unter der Bezeichnung Hochschule der Künste firmierte (HdK).

⁵ Eine Sonderrolle nehmen die sogenannten Pädagogischen Hochschulen ein, die allerdings (abgesehen von Baden-Württemberg), seit den 1960ern oftmals als Institute oder Fakultäten in andere Universitäten eingegliedert, umbenannt oder zu Universitäten umstrukturiert wurden. Relevant ist dies für vorliegende Thematiken im Fall des Instituts für Europäische Musikethnologie (ehemals Institut für musikalische Volkskunde). Das Institut für Musikalische Volkskunde, das aus dem (von Klusen 1938 gegründeten) Niederrheinischen Volksliedarchiv hervorging, war ab 1964 zunächst an der Pädagogischen Hochschule Rheinland, Abteilung Neuss, angesiedelt. 1980 wurde das Institut nach Auflösung der Pädagogischen Hochschulen in Nordrhein-Westfalen an die Philosophische Fakultät der Universität Düsseldorf übergeleitet und 1986 an die Erziehungswissenschaftliche Fakultät (heute Humanwissenschaftliche Fakultät) der Universität zu Köln.

handelte es sich an den Musikhochschulen zumeist um Diplome (für Musiker, Sänger, Dirigenten etc.) sowie eher selten um Dissertationen oder gar Habilitationen. Studierende, die den Musiklehrerberuf an allgemeinbildenden Schulen (nicht etwa Musikschulen) anstrebten, mussten in beiden Fällen (Universität wie Hochschule) hingegen Staatsexamensarbeiten verfassen. Seit der Umsetzung der Bologna-Reform (beginnend ab 1999) mit Bachelor- und Master-Studiengängen sowie dem European Credit Transfer System verschwimmen die Unterschiede der Hochschuleinrichtungen (Universität versus Musikhochschule) jedoch zusehends und sind auch anhand der Abschlüsse und Art der Qualifikationsarbeiten nicht mehr ohne Weiteres erkennbar.⁶ Gleichwohl weisen sowohl Sweers (2009) als auch Krüger (2009, S. 18 f.) darauf hin, dass grundsätzliche Unterschiede in der Lehre des Faches Musikethnologie, einerseits an primär künstlerischen und andererseits an primär wissenschaftlichen Einrichtungen, weiterhin bestehen und dies von der Lehrperson berücksichtigt wird bzw. zu berücksichtigen wäre.

Genannte Simone Krüger hat vor einigen Jahren eine Studie über das *Teaching and learning in European Universities* von *Ethnomusicology* durchgeführt. Anhand ihrer Publikation (Krüger 2009) wird deutlich, dass sich die Vermittlung von musikethnologischen Inhalten jedoch nicht nur in Abhängigkeit von der Bildungseinrichtung europa-, ja sogar deutschlandweit insgesamt höchst divers darstellt. Denn tatsächlich hänge es in hohem Maße vom jeweiligen Lehrpersonal, also deren Forschungsschwerpunkten und Lehrerfahrungen ab, welche Thematiken in musikethnologischen Lehrveranstaltungen behandelt werden. Damit einhergehend unterscheiden sich an den jeweiligen Standorten die verwendeten Unterrichtsmaterialien, das Verhältnis von praktischen (Hören, aktives Musizieren, Komponieren, Filmemachen) und theoretischen Anteilen (Fachgeschichte), die Frage, ob traditionelle oder hybride Musiken im Fokus stehen und ob eher eine Orientierung an der Musikwissenschaft (mit Analysen, Transkriptionen, Klassifikationen) oder an der Ethnologie bzw.

⁶ Bezeichnend dafür ist, dass sich etwa Julio Mendivil (2009) an der Hochschule für Musik und Theater Hannover habilitierte und Barbara Alge (2016) an der Hochschule für Musik und Theater Rostock.

Anthropology gegeben ist. Bemerkenswert ist an Krügers interessanter Studie überdies, dass das Moment musikethnologische Feldforschung, und zwar nicht in theoretischen Erörterungen, sondern in einer explizit praktischen und verkörperlichten Form, als Teil des Curriculums generell keine große Rolle zu spielen scheint.⁷ Dies ist umso bemerkenswerter als gerade dieses Moment für die verschiedenen Ausrichtungen (künstlerisch, wissenschaftlich, lehrerspezifisch) das verbindende Glied in der Lehre von Musikethnologie sein könnte, nicht zuletzt, weil die musikethnologische Feldforschung – wie vorab erwähnt wurde – im Fach doch gemeinhin als wichtige oder sogar wichtigste Methodik erachtet wird.

2. Musikethnologische Feldforschungen mit und von Studierenden (primär im Deutschsprachigen)

Ohne Krügers Ausführungen hier nun etwa grundsätzlich kritisieren zu wollen,⁸ findet man dennoch verstreut publizierte Belege davon, dass es in der Vergangenheit im Rahmen von Lehrveranstaltungen an deutschen Hochschuleinrichtungen zu praktischen musikethnologischen Feldforschungsseminaren oder -exkursionen unter Einbeziehung der Studierenden kam. Über die Schriftform hinaus wurde dies auch in Gesprächen mit deutschen und ausländischen FachkollegInnen mehrfach deutlich. Oftmals existieren von den dabei gesammelten Erfahrungen der KollegInnen allerdings keinerlei schriftliche Belege, sondern – für die Musikethnologie ja eine gängige Form – (auf mein Nachfragen hin) lediglich mündliche Mitteilungen.

Was jedoch zunächst die schriftlichen Ausführungen betrifft, so hatte Ende der 1970er Jahre Max Peter Baumann am Seminar für Vergleichende Musikwissenschaft der FU Berlin 21 Studierende zu Feldforschungsaktivitäten in (West-)Berlin animiert. Daraus entstand im

⁷ Krüger (2009, S. 173) äußert zwar einerseits: „Discovering and exploring a music culture during fieldwork was at the heart of student’s projects“. Andererseits erwecken ihre weiteren Ausführungen den Eindruck, dass die undergraduate und graduate students dabei auf sich selbst gestellt sind.

⁸ Es ist nachvollziehbar, dass sich Krüger bei ihrer Studie auf eine begrenzte Anzahl von Hochschuleinrichtungen beschränken musste. Im Titel hätte man allerdings dem Umstand Rechnung tragen können, dass es sich hierbei um west-, nicht aber osteuropäische Einrichtungen handelte.

Jahr 1979 ein Sammelband mit Einzelaufsätzen der Studierenden unter dem Titel *Musikalische Streiflichter einer Großstadt*. In der Einführung schreibt (der sich dezentertweise nur als Redakteur bezeichnende) Baumann zum Vorfeld und den Zielen dieses Unterfangens:

„Alle Arbeiten sind hervorgegangen aus einer Vorlesung und Übung zu Grundfragen der ethnomusikologischen Feldforschung und ihrer praktischen Anwendung in einer Großstadt. Damit sollte versucht werden, die Grundausbildung von Studenten gleichzeitig mit ersten praktischen Erfahrungen zu verknüpfen [...]“. (Baumann 1979, S. 3)

Die Aufsätze dieser Publikation mag der verbissene Wissenschaftler als „nicht ausreichend fundiert“ bezeichnen, „zu sporadisch“ hinsichtlich Dauer und Intensität der Feldforschungen usw. Ich allerdings sehe das anders: Uneingeschränkt vermitteln alle Aufsätze, des finanziell zwar sparsam anmutenden Buches dennoch ein lebendiges Bild von einer Metropole (West-Berlin), die bekanntermaßen seit 1989 so gar nicht mehr existiert. Sie lassen dadurch erahnen, welche vielfältige *Musikkulturen und Lebenswelten* dort damals existierten. Die Beiträge beinhalten teils Fotos, Karten, Tabellen, Zitate von Gewährsleuten, Originalquellen, Liedtexte, Transkriptionen sowie – dem wissenschaftlichen Anspruch Rechnung tragend – stets Literaturverzeichnisse. Die Thematiken erstrecken sich über Sabbat-Gottesdienst in der Synagoge, Musik in der russisch-orthodoxen Kirche, das „Assyrische Frühlingsfest“, vermehrt Musiken der türkischen Bevölkerungsgruppe, Politische/s Lied bzw. Musik, ein Folk-Festival (spannenderweise aus der unternehmerischen Perspektive des Veranstalters), Polka, Rockmusik, Laienmusik etc. Über die Publikation hinaus kam es damals sogar zu einer vierteiligen Rundfunksendung in der Schweiz.

Nach dem Vorbild der Baumannschen Aktivitäten animierte Anfang der 1980er auch Rudolf Maria Brandl an der Göttinger Universität Studierende der etwas höheren Fachsemester (ab 4./5. Semester) zu Feldforschungsaktivitäten. Nach in die Materie einführenden Lehrveranstaltungen begab man sich schließlich einwöchig nach Emden, um dort in Gruppen von zwei bis drei Studierenden jeweils einem

Teilthema näher auf den Grund zu gehen. Abermals entstand daraus (1985) ein Sammelband (+ Begleittasche mit ausgewählten Feldforschungsaufnahmen) mit dem Titel *Emden* (= Dokumentation des Musiklebens in Niedersachsen; Bd. 1). Im Vorwort äußert Brandl zu den damaligen Konstellationen:

„[...] die erste Feldforschung [wurde] im November 1983 mit Studenten des Musikwissenschaftlichen Seminars im Umfang einer Woche in Emden durchgeführt. Nach gründlicher Vorbereitung, die auch eine allgemeine Einführung in die musikalisch-volkskundliche Aufnahmetechnik umfaßte und erste Kontakte über Briefe, erfolgte die Feldforschung zu diesem Zeitpunkt mit Eigenmitteln, das heißt ohne öffentliche oder Drittmittel-Förderung. Dementsprechend war auch die zeitliche Grenze mehr durch ökonomische als wissenschaftliche Gründe gesetzt.“ (Brandl 1985, S. 11)

Bemerkenswert ist, dass Brandl in seinem Vorwort recht ausführlich den Umstand begründet, dass Feldforschungen in Emden und Umgebung durchgeführt wurden und sich auf eben jene *Musikkulturen und Lebenswelten* erstreckten, die dort tatsächlich existierten. Denn aus (damals durchaus verbreiteter) konservativer Sicht von Puristen verkörperten derartige Feldforschungen weder das Eine (musikethnologische Forschungen über ferne exotische Kulturen) noch das Andere (volksmusikalische Forschungen über Ländliches, Altes, oral Tradiertes). Dessen ungeachtet weist auch dieser Sammelband eine recht große Bandbreite auf, umfasst Themen, wie etwa „Plattdeutsche Lieder in Emden“, „Chöre und Gesangsvereine“, einen Emdener Livemusik-Club, „Blasmusik“, eine Shanty-Gruppe, diverse Bands, die dem Bereich der Rock-Pop-Musik zuzurechnen sind und weitere Laienmusikaktivitäten in der Stadt. In zwei Gesprächen mit Klaus-Peter Brenner (am 05.12.2016 und 15.12.2016), der damals (noch) als Studierender an den Aktivitäten beteiligt war, äußerte sich dieser in anschließender schriftlicher Mitteilung folgendermaßen:

„Das von Brandl angestrebte ehrgeizige Ziel, über die unter seiner Anleitung durchgeführte Feldforschung, die selektive Auswertung des eingebrachten Materials und die anschließende Ausarbeitung und gemeinschaftliche Publikation der For-

schungsergebnisse in dem besagten Sammelband hinaus das gesamte Material – unter Erfassung der Metadaten mittels formalisierter Archivbögen und unter zeitaufwändiger Erstellung von Sicherheitskopien der Originaltonbänder – vollständig im Schallarchiv des Musikwissenschaftlichen Seminars der Universität Göttingen zu archivieren, war ohne überdurchschnittliches Engagement der Teilnehmerinnen und Teilnehmer nicht zu realisieren.“

Nach dem 1983 in Emden durchgeführten Pilotprojekt kam es in späteren Jahren noch zu zwei Folgeprojekten, nämlich einem zweiten in Lüneburg und Umgebung und einem dritten im Harz, wobei lediglich das zweite auch bis zur Publikation eines entsprechenden Sammelbandes (Studenten des Musikwissenschaftlichen Seminars 1989) gedieh.

Als letztes Beispiel eines schriftlichen Belegs (wenngleich anzunehmen ist, dass weitere Quellen existieren) sei hier eine vergleichbare Aktivität am musikwissenschaftlichen Seminar der Universität Hamburg Ende der 1970er Jahre unter Vladimir Karbusicky genannt, die allerdings unter musiksoziologischen Vorzeichen stattfand.⁹ Vergleichbar zu den zwei vorab genannten Fällen bereitete Karbusicky die Studierenden im Rahmen einer Lehrveranstaltung auf den Gang ins urbane Feld (Hamburg) vor. Auch aus seinen Ausführungen geht hervor, dass er Feldforschungen in einer Stadt und deren Musikleben „in allen Sozialmilieus und in allen Situationen“ (Karbusicky 1987, S. 35) zu legitimieren suchte. Die von den Studierenden bearbeiteten Themen umfassten u.a. Musik in Gefängnissen, Musik in öffentlichen Räumen (z.B. im Bahnhof), Musik im Alltag bzw. bei und während der Arbeit (in Geschäftsräumen, Fabrikhallen, auf Werften und Frachtern), im Vergnügungsviertel (St. Pauli), in Diskotheken, in Gaststätten, im Kreise von Gastarbeitern, bei ausländischen „Studentengruppen“, bei Kindern, im Musikunterricht, in Kirchen, nebst

⁹ Dies beruht darauf, dass Karbusicky sich eher als Musiksoziologe definierte und an der Universität Hamburg eine Professur für Systematische Musikwissenschaft innehatte. Gleichwohl hatte er durch seine Tätigkeit am Institut für Musikalische Volkskunde (heute Institut für Europäische Musikethnologie) von 1968–1975 auch musikethnologische bzw. musikalisch-volkskundliche Erfahrungen gesammelt.

Hamburgerische Folklore in diversen Kontexten. Auch aus diesen von bzw. mit Studierenden durchgeführten Feldforschungen entstand 1983 eine Publikation mit dem Titel *Musikleben in einer Stadt*, die mir allerdings bei Redaktionsschluss noch nicht vorlag.¹⁰

Dessen ungeachtet gingen einige VertreterInnen der Musikethnologie in Sachen Feldforschungstätigkeit von und mit Studierenden und der damit einhergehenden Annäherung an andere *Musikkulturen und Lebenswelten* sogar noch einen Schritt weiter. So hatte etwa Josef Kuckertz während seiner Zeit als Lehrstuhlinhaber des Faches Vergleichende Musikwissenschaft an der FU Berlin (1980–1996) gemeinsam mit Studierenden 1981/82 in Indien eine Feldforschung durchgeführt.¹¹ Die behandelten Themen verteilten sich zu jeweils einem Drittel auf 1. urbane „Karnatische Kunstmusik“, 2. „Tempelanlagen und Reliefs“ und 3. „Lokale Musik“ in Dörfern. Obwohl keine nachhaltigen Ziele (z.B. die Dokumentation der Musik eines bestimmten Raumes) mit dieser Feldforschung anvisiert worden waren, wurde jeder der Studierenden mit bestimmten Aufgaben betraut (z.B. Verfassen von Protokollen, Verantwortung für die Tonaufnahmen, Fotografieren etc.). Dokumentiert wurden bei den Tonaufnahmen jedoch zumindest die Namen der beteiligten Musiker, die Gattung und die Titel der Stücke (bei Kunstmusik: Raga und Tala) sowie bei Gesangsstücken die Texte. Im Anschluss an die Exkursion war das gesammelte musikalische Material mitunter Gegenstand von Lehrveranstaltungen, innerhalb derer Transkriptionen und Analysen ausgewählter Beispiele angefertigt wurden. In einem Gespräch mit dem heute in Graz lehrenden Gerd Grupe (vom 05.12.2016), der

¹⁰ Was die Erforschung von Musikkulturen und Lebenswelten in der Stadt Hamburg (Altona) betrifft, ist überdies auf Dorothee Barths Initiativen zu verweisen. Nicht für Studierende, sondern gar für Schüler der höheren Jahrgänge im Grundkurs Musik entwickelte sie ein Konzept der musikethnologischen Feldforschung, das (2006/07) auch in die Tat umgesetzt wurde. Siehe Barth (2007). Gemeinsam mit dem Musikethnologen Martin Greve wurde dieses Konzept in der Folge verfeinert (Barth / Greve 2008).

¹¹ Dorit Klebe wies mich in einem Gespräch (14.12.2016) darauf hin, dass schon bereits vor Kuckertz Kurt Reinhardt Anfang der 1970er (bis 1974) regelmäßig musikethnologische Exkursionen mit drei bis zehn Studierenden in die Türkei durchgeführt hatte. Auf anschließende Publikationen habe Reinhardt aus finanziellen Gründen allerdings verzichtet.

damals an der Exkursion teilgenommen hatte, äußerte dieser, dass die Exkursion für alle Beteiligten einen enormen Erkenntnisgewinn bewirkt hätte. So hätten einige der Studierenden – der Theorie des Kulturschocks getreu, der bei solchen Unternehmungen auftreten kann – unmittelbar vor dem Besuch eines hinduistischen Tempels erstmals ihre Zugehörigkeit zum Christentum entdeckt. Doch darin habe sich der Erfahrungsgewinn nicht erschöpft. Denn drei der insgesamt sechs Studierenden hätten unmittelbar nach dieser Feldforschung ihr Studium der Vergleichenden Musikwissenschaft abgebrochen. Die anderen drei (darunter Grupe) hätten sich hingegen bestärkt gefühlt, diesen Weg weiterzuverfolgen.¹² Aufgrund seines plötzlichen Todes 1996 kam Josef Kuckertz nach jener Exkursion nicht mehr dazu, weder im Verbund mit Studierenden, noch allein, Feldforschungen in größerem Umfang durchzuführen.¹³

Gleichwohl war Kuckertz nicht der letzte, der sich gemeinsam mit Studierenden zu musikethnologischen Feldforschungen aufmachte. In Graz tat ihm dies später Helmut Brenner gleich, der (abermals nach intensiven Vorbereitungen, z.B. Sprachkurse) Exkursionen in die Ferne (z.B. nach Mexiko; Thema: Marimba-Musik) oder im eigenen Land (Österreich; Thema: Volksmusik in diversen Regionen) durchführte.

Besonders mit (der ehemaligen Betreuerin meiner Dissertation) Regine Allgayer-Kaufmann habe ich mich im Laufe der Jahre mehrfach über ihre diesbezüglichen Erfahrungen ausgetauscht (letztmalig telefonisch am 12.11.2016 und schriftlich am 15.12.2016). Bereits während ihrer Tätigkeit als Oberassistentin am Seminar für Vergleichen-

¹² In diesem Gespräch äußerte Gerd Grupe, dass er musikethnologische Exkursionen mit Studierenden in die Ferne, trotz seiner damaligen positiven Erfahrungen, heute kritisch sieht. Derartige Unterfangen in Gruppen seien über den hohen zeitlichen Aufwand und den Finanzierungsbedarf hinaus zu weit von der üblichen Feldforschungstätigkeit eines Musikethnologen (nämlich alleine oder allenfalls in sehr kleinen Teams) entfernt. Daher würden solche Exkursionen auch die Gefahr in sich bergen, bei den Studierenden unzutreffende Eindrücke von dieser Methodik zu erwecken.

¹³ Grupe äußerte jedoch, sich zu erinnern, dass Kuckertz einige kürzere Reisen nach Südindien unternommen habe. Sein Ziel war es, damit eine größere Studie vorzubereiten, die er nach seiner Pensionierung durchführen wollte, wozu es allerdings nicht mehr kam.

de Musikwissenschaft der FU Berlin übte Allgayer-Kaufmann gemeinsam mit Studierenden Feldforschungspraxis in der Nähe, etwa im Rahmen einer kleinen Forschung zum Thema Straßenmusik in Berlin, aber auch in der Ferne, im Rahmen einer Exkursion in die Garfagnana (1998). In letzterem Fall galt das Interesse dem Maggio, einer Tradition des populären Musik-Theaters in Italien.¹⁴ Aus dem Videomaterial dieser Exkursion wurde später in Zusammenarbeit mit der musikethnologischen Abteilung des Museums für Völkerkunde in Berlin sogar ein Film produziert. An der Universität Wien führte sie die Idee, Studierende ins Feld mitzunehmen, fort. Diese Exkursionen wurden – das war Prinzip – stets gemeinsam mit Lehrenden durchgeführt, die lange Forschungserfahrung in den jeweiligen Ländern hatten, so etwa mit August Schmidhofer eine Exkursion nach Madagaskar, mit Moya Alia Malamusi nach Malawi sowie Uganda und mit Christiane Gerischer nach Brasilien. Im Vorfeld zu diesen Reisen wurden – wie in den vorab genannten Fällen – vorbereitende Lehrveranstaltungen zum Thema der musikethnologischen Feldforschung durchgeführt und im direkten Hinblick auf die Teilnahme an den Exkursionen sogar Kurzinterviews mit potentiellen TeilnehmerInnen, um deren Interesse und Eignung zu testen. Allgayer-Kaufmann, die seit jeher in der musikethnologischen Feldforschung die zentrale Methodik der Musikethnologie sieht, äußerte sich allerdings kritisch, solche feldforschung(s)orientierten Exkursionen mit größeren Gruppen von Studierenden zu unternehmen. Gruppendynamische Prozesse unter den TeilnehmerInnen seien nicht zwangsläufig auch immer fruchtbare Prozesse im Feld. Je größer die Gruppe, desto größer sind nicht nur die Dynamik innerhalb der Gruppe, sondern auch der organisatorische Aufwand und die zusätzliche Belastung der Lehrenden, die die Exkursion neben ihrer regulären Lehre zwangsläufig in den Semesterferien durchführen müssten. Sie äußerte:

¹⁴ Aus meiner Studienzeit in Erinnerung geblieben ist mir, dass sich ExkursionsteilnehmerInnen und Dozentin (Allgayer-Kaufmann) im Vorfeld in einem wöchentlich stattfindenden Italienischkurs am Institut für Vergleichende Musikwissenschaft (FU Berlin) gemeinsam auf die Forschung vorbereiteten.

„Eine Feldforschung ist in erster Linie eine ernste Sache und kein Spaß. Die Lehrenden stehen in einer großen Verantwortung gegenüber ihren InformantInnen und Gewährspersonen im Feld. Gesetze der Gastfreundschaft müssen respektiert und kulturelle Differenzen geachtet werden. Dazu ist nicht nur theoretisches Wissen, sondern sehr viel Intuition und Sensibilität vonnöten.“ (Allgayer-Kaufmann 15.12.2016)

Einfacher und leichter im universitären Alltag umzusetzen ist es – so Allgayer-Kaufmann –, Feldforschungspraxis in der unmittelbaren Lebenswelt (in Wien, Berlin oder Köln) zu üben. Gleichwohl, eingebettet in entsprechende Lehrveranstaltungen, sei dies eine Form der Organisation, die der Eigeninitiative der Studierenden viel Raum ließe, in dem sie selbständig agieren und Erfahrungen sammeln könnten. (Allgayer-Kaufmann vom 12.11.2106)

Am UNESCO Lehrstuhl für Transcultural Music Studies an der Hochschule für Musik Franz Liszt Weimar bzw. dem Institut für Musikwissenschaft Weimar-Jena führt der Lehrstuhlinhaber Tiago Oliveira Pinto ebenfalls gemeinsame Exkursionen mit den Studierenden durch, in diesem Fall häufig nach Brasilien, dem Land seiner Herkunft. Neben dem Fokus auf die Praxis musikalischer Feldforschung ist ein weiteres Ziel, mit lokalen Institutionen und deren Mitarbeitern zusammenzuarbeiten, d.h. die Vermittlung von Ethnographie als Methode musikwissenschaftlicher Forschung geschieht hinsichtlich ihrer spezifischen Fragestellungen immer als collaborative research im Verbund mit Fachvertretern und Institutionen vor Ort.¹⁵ Von den an der Exkursion interessierten Studierenden wird neben der Teilnahme an einer dazugehörigen Lehrveranstaltung auch „die Planung und Mitorganisation der Finanzierung der Exkursion“ eingefordert. Friederike Jurth, Teilnehmerin einer solchen „Weimarer“ Exkursion äußerte sich (am 06.12.2016) ähnlich wie Gerd Grupe: Während die eine Hälfte während der Exkursion ihre Liebe zu dieser Aktivität entdeckt hätte, sei es der anderen Hälfte „zu krass“ gewesen und hätte sie von weiteren Initiativen in diese Richtung abge-

¹⁵ Überdies fanden „Weimarer“ Forschungs- / Projektaufenthalte, bei denen (MA und PhD) Studierende involviert waren, in Afghanistan, Südafrika und in der Ukraine statt.

bracht. Musikethnologische Feldforschungen in einer Gruppe – so Jurth – eröffne bestimmte Möglichkeiten (Arbeitsaufteilung beim Filmen, Interviewen etc.) erschwere aber gleichzeitig den Zugang zu bestimmten Personenkreisen, die als Einzelne deutlich einfacher zu erreichen seien.

Richtet man den Blick auf Nachbarländer, wie etwa Polen, dann wird deutlich, dass das Prinzip der musikethnologischen Feldforschungsexkursion dort im universitären Lehrbetrieb seit geraumer Zeit eine bedeutende Rolle einnimmt. Neben polnischen Wissenschaftlern wie u.a. Zbigniew Przerembski, Piotr Dahlig, Tomasz Nowak, Gustaw Juzala, jüngst Łukasz Smoluch begibt sich beispielsweise auch Bożena Muszkalska von der Universität Poznań, sowie mittlerweile Wrocław, seit 1983 gemeinsam mit Studierenden auf musikethnologische Forschungsreisen, nachdem diese zuvor in Lehrveranstaltungen darauf vorbereitet wurden.¹⁶ Der Impetus dafür, zumindest was die Universität Poznan betrifft, ist Muszkalska zufolge auf Jan Stęszewski zurückzuführen, der den Aspekt des aktiven Feldforschens in das dortige Studienprogramm eingeführt habe und über viele Jahre hinweg aktiv an Exkursionen beteiligt war. Muszkalska äußerte (05.12.2016), dass die Studierenden sich von den ihr durchgeführten Exkursionen „immer begeistert“ gezeigt hätten und zur Erkenntnis gelangten, dass eben jenes Sich-Hineinbegeben in die *Musikkulturen und Lebenswelten* durch keinerlei theoretische Erörterungen zu ersetzen sei. Neben Forschungen in entfernten Regionen (z.B. in Sibirien 2006, Brasilien 2009, Belarus 2014 mit Studierenden der Universität Wrocław) führte Muszkalska ihre Exkursionen häufig auch in Polen durch. Die dabei erforschten Thematiken umfassten beispielsweise den Bezug von einerseits Performanz und andererseits nationaler, ethnischer, regionaler, sprachlicher oder religiöser Identität in bestimmten Gemeinden; oder die Frage, wie polnisches „traditionelles“ Repertoire heute in anderen Kontexten neu interpretiert wird, sei es im Rahmen von öffentlich organisierten

¹⁶ Als theoretisches Rüstzeug hob Muszkalska neben „Artikeln von Jadwiga Sobieska“ insbesondere das bekannte Werk *Shadows in the Field* (Barz / Cooley 2008) hervor sowie Max Peter Baumanns Aufsatz „The Musical Performing Group: Musical Norms, Tradition, and Identity“ (1989).

Zeremonien (Nationalfeiertage, Touristenveranstaltungen, Festivals), in den Medien, im Internet und im Alltag (in der Schule, auf der Straße, in privaten Haushalten).

Musikethnologische Feldforschungen mit Studierenden in der Ferne – das legen zumindest die wenigen Fälle nahe, von denen (mir) Näheres bekannt ist – bedürfen wohl besonderer Voraussetzungen, Formen der Durchführung, wohl auch der Themenwahl, eine gewisse Reife der Studierenden und vermutlich sogar einer klaren Hackordnung, mit jemandem, die / der im Zweifelsfall die Richtung vorgibt und Entscheidungen fällt. Allerdings existieren – abgesehen von solchen mündlichen Mitteilungen (meines Wissens) in der Musikethnologie keine Quellen, die die Problematiken solcher Unterfangen thematisieren und theoretisieren (z.B. bestimmte Gruppendynamiken bzw. wie man diesen entgegensteuern kann).¹⁷

An vielen Universitäten, an denen die Musikethnologie (andere Bezeichnungen natürlich miteingeschlossen) angesiedelt ist, wird die Durchführung von musikethnologischen Feldforschungen in die Hände der Studierenden gelegt. Dadurch können diese die Themen, die damit verbundenen Regionen und die Dauer in Abhängigkeit von ihren Interessen, Vorkenntnissen und finanziellen Möglichkeiten selbst bestimmen. Allerdings ist an einigen Instituten die Durchführung einer musikethnologischen Feldforschung obligat. So war es am Seminar für Vergleichende Musikwissenschaft der FU Berlin, an der ich selbst das Fach studierte, in der Studienordnung vorgeschrieben, dass Studierende des Hauptfaches entweder an einer Exkursion teilnehmen oder eigenverantwortlich eine Feldforschung durchführen. Auch im Modulplan des Faches Transkulturelle Musikwissenschaft der Universität Würzburg (wo die Professur allerdings seit Jahren vakant ist) und im Fach „Kulturelle Musikwissenschaft“ an der Universität Göttingen ist dies vorgeschrieben, ebenso wie im seit 2016 existierenden Masterstudiengang Ethnomusikologie an der Universität Genf / Neuenburg (Schweiz). Im letzteren Falle berät sich gar ein

¹⁷ Anders verhält es sich im Bereich der Ethnologie, wo Exkursionen für und mit Studierenden gängige Praxis sind und mittlerweile auch in Publikationen darüber reflektiert wird. Ohne aus Platzgründen hier näher darauf eingehen zu können, siehe beispielsweise Beer (2012).

Gremium (bestehend aus Lehrenden des Faches) über die Durchführbarkeit und Sinnhaftigkeit von studentischen Feldforschungsvorhaben auf Basis von vorab eingereichten Exposees.¹⁸

3. Musikethnologische Feldforschung am Institut für Europäische Musikethnologie bzw. ehemals Institut für musikalische Volkskunde (1964–2010)

Als ich im Jahr 2010 am Institut für Europäische Musikethnologie der Universität zu Köln tätig wurde, offenbarte sich innerhalb kurzer Zeit, dass die dortigen Institutsleiter und Mitarbeiter in der Vergangenheit ebenfalls ein starkes Gewicht auf empirische Anteile sowohl in der Forschung als auch in der Lehre gelegt hatten. So hatte bereits der Gründer des Instituts für Musikalische Volkskunde (1963/1964)¹⁹ Ernst Klusen – ganz im Gegensatz zu manch anderem sogenannten Volksmusikforscher – viele seiner Erkenntnisse, z.B. über *Das Volkslied im niederrheinischen Dorf* (1941 und 1970), im Feld gewonnen. Diese aus direkten Kulturkontakten erworbenen Erfahrungen, nebst dem Gesammelten evozierten bei Ernst Klusen eben jene bekannte, höchst kritische Haltung gegenüber den lange vorherrschenden Vorstellungen von „Volkslied“, „Volksmusik“ und „Volks-tanz“. Nachhaltigen Ausdruck verlieh er dem in seinem 1969 veröffentlichten Buch mit dem bezeichnenden, von manchen gar als ketzerisch aufgefassten, Titel *Volkslied. Fund und Erfindung*²⁰. Auch Klusens Nachfolger Günther Noll (1977–1992)²¹ und Wilhelm Schep-

¹⁸ Deutlich wurde dies anhand eines Vortrags von Ulrich Mosch mit dem Titel „Ein neuer Master of Arts in Ethnomusikologie in der Westschweiz“, während der gemeinschaftlichen Jahrestagung (Thema: *Autoritätsbildungen in der Musik*) der ICTM-Nationalkomitees Deutschland, Österreich und der Schweiz (D-A-Ch) vom 18.–19.11.2016 in Luzern.

¹⁹ Das damalige Institut für Musikalische Volkskunde war aus der von Ernst Klusen 1938 gegründeten Vorgänger-Institution, dem Niederrheinischen Volksliedarchiv in Viersen, hervorgegangen.

²⁰ In dieser Abhandlung schlägt Klusen gerade aufgrund seiner Feldforschungserfahrungen vor, den ideologisch unbelasteten und realitätsnäheren Terminus des „Gruppenliedes“, anstatt des Volksliedes, zu verwenden.

²¹ Bis zur Gegenwart führt der mittlerweile fast 90-jährige Günther Noll musikethnologische Feldforschungen durch. Gemäß (keineswegs despektierlicher, sondern bewundernder) Aussagen der Kollegin Astrid Reimers, könne man Nolls Aufbruch ins Feld stets anhand des Tragens einer (langen) Lederhose erkennen.

ping (1992–1999) pflegten diesen Gang ins Feld mit direkten Kontakten zu SängerInnen, MusikerInnen, TänzerInnen, dem Publikum bzw. den Rezipienten und sogar Medienvertretern weiter.²²

Im Gegensatz zur damals noch weit verbreiteten Auffassung, dass einerseits Musikethnologen in die Ferne (auf Inseln, in „exotische“, fremde Länder) schweiften und sich andererseits Volksmusikforscher dem im Ländlich verhafteten „Echten“ widmen sollten, hatten die Genannten (Klusen, Noll, Schepping) eine andere Auffassung vom „Feld“. Denn „das Feld“ konnte in ihren Augen durchaus auch die unmittelbare Lebenswelt, also die Stadt Köln bzw. im weiteren Sinne Nordrhein-Westfalen und (aus pragmatischen Gründen mit Einschränkungen) auch die europäischen Nachbarländer sein. Musik im Urbanen, ein lange von der Musikethnologie stiefmütterlich behandeltes Themengebiet²³, hatte somit keine geringere Bedeutung als die Musik auf dem Land und Dorf. Aufgrund dieser Haltung wandten sie sich ohne Scheuklappen den Musiken zu, die von den Menschen in ihrer unmittelbaren Umgebung praktiziert wurden. Der Anspruch bei der Erforschung solcher Themen lautete jedoch „vom Text zum Kontext“, was bedeutete, dass nicht allein die musikalischen Ergebnisse (Lieder, Songs, Tänze etc.) von Interesse waren. Stattdessen standen in erster Linie die Musiker, Tänzer und Sänger im Fokus nebst den Rahmenbedingungen, die zu den jeweiligen musikalischen Ergebnissen geführt hatten und die (in vielen Fällen) eben nur durch den unmittelbaren Kontakt zu erschließen sind. So führte Günther Noll Feldforschungen durch über den Maibrauch im Siebengebirge, den Kölner Karneval, Straßenmusik, Dialektlieder, offiziell verbotene Lieder des kirchlichen Widerstands in der DDR-Diktatur, Mundartlieder in Köln und über den Martinsbrauch in seiner Heimatgemeinde (Rheinkassel). Wilhelm Schepping wiederum hatte bereits gemeinsam mit Ernst Klusen Feldforschungen über Liedbestand und Liedfunktion in zwei „abgebaggerten“ nordrhein-westfälischen Ortschaften sowie später (1970) eigenständig über Gastarbeiterfolklore

²² Siehe hierzu beispielsweise Klusens Aufsatz „Feldforschung bei Medienproduzenten und -konsumenten“ (1981).

²³ Nachhaltige Bedeutung erlangte der urbane Raum für die Musikethnologie erst ab Ende der 1970er. Siehe hierzu beispielsweise Reyes (2012).

in Neuss durchgeführt. Nicht anders verhielt es sich bei den wissenschaftlichen Mitarbeitern des Instituts für musikalische Volkskunde, die u.a. Feldforschungen über Offenes Singen, Straßenmusik und Laienmusizieren in Köln (Astrid Reimers), Lieder am Niederrhein (Jan Rademacher) und diverse andere Themen durchgeführt hatten.

Doch über diese zumeist individuell oder im kleineren Team durchgeführten Feldforschungen der Institutswissenschaftler hinaus war auffällig, dass in der Vergangenheit mehrfach Feldforschungsprojekte initiiert worden waren, bei denen die Studierenden in die Forschungen aktiv mit einbezogen wurden. So war abermals bereits Ernst Klusen gemeinsam mit Studierenden ins Feld gegangen, um mit ihnen über den Liedbesitz von Schulanfängern zu forschen, ein Thema, das bezeichnenderweise einen starken Bezug zur Musikpädagogik aufwies. Im Jahr 1968 hatte überdies eine Gruppe, bestehend aus 42 Studierenden sowie Lehrpersonal in persona von Ernst Klusen (als Leiter) und dem damals dort noch tätigen Vladimir Karbusicky (als Betreuer) eine Exkursion zu einem Folklore-Festival im tschechoslowakischen (heute tschechischen) Strážnice und einer dort beheimateten Forschungseinrichtung durchgeführt. Auch Wilhelm Schepping hatte gemeinsam mit Studierenden Feldforschungen durchgeführt, so etwa über das Neue geistliche Lied in Aachener Kirchen, Singen und Gesänge in Fußballstadien, zum Thema Straßenmusik und über den Martinsbrauch.

Gleiches gilt für Günther Noll, der im Rahmen von Lehrveranstaltungen mehrmals gemeinsam mit Studierenden ins Feld gegangen war. In den 1980ern stand beispielsweise das Thema Straßenmusik in Köln, in Neuss sowie ferner in Bremen und in Oldenburg im Fokus und bald auch Folklore-Festivals mit Wettbewerbscharakter in der nordrhein-westfälischen Stadt Meerbusch. Nach knappen Einführungen Nolls in die Empirik und die Theorie der Feldforschung führten die Studierenden auf Basis von vorab erstellten Fragebögen im Beisein der Lehrperson Interviews mit Gewährsleuten (Musikern, Organisatoren etc.) durch.

In einem Gespräch mit Günther Noll (vom 07.12.2016) betonte er, dass die bei diesen Feldforschungen beteiligten Studierenden mit ihm

bis zur Gegenwart in (sporadischem) Kontakt stünden und in Unterhaltungen immer wieder die Erlebnisse im Feld lobten.

Auch Astrid Reimers führte im Jahr 1994 ein Feldforschungsseminar zum Thema „Musik von Migranten in Köln“ durch. Ein Drittel der Studierenden (= 6 von 18) – so Reimers – sei allerdings nach der ersten Lehrveranstaltung, aufgrund des höheren Zeitaufwands im Vergleich zu einer „gängigen“ Veranstaltung, dem Seminar ferngeblieben, während die anderen bis zum Ende „durchhielten“. Nachdem innerhalb der ersten Lehrveranstaltung zunächst die Ziele und Methodiken erörtert worden waren, wurden gemeinsam Fragebögen konzipiert. Anschließend legten die Studierenden ihren genauen Schwerpunkt bzw. die jeweilige Migrantengruppe fest, knüpften Kontakte zu ihnen und begaben sich schließlich außerhalb der Lehrveranstaltung einzeln oder in Zweiergruppen ins Feld. Von den jeweils untersuchten Migrantengruppen seien die Studierenden stets freundlich aufgenommen worden. Einmal wöchentlich wurde innerhalb der Lehrveranstaltung dann gemeinsam über das Erlebte reflektiert und gegebenenfalls Verbesserungs- oder Änderungsvorschläge gemacht. Reimers betonte den Enthusiasmus, mit dem sich die (12) Studierenden in das Projektseminar mit eingebracht hätten. Zurückzuführen sei dies u.a. darauf gewesen, dass in den anfänglichen Diskussionen deutlich geworden sei, wie bedeutend es für zukünftige Musiklehrer mit idealerweise vorhandenen interkulturellen Kompetenzen doch sei, selbst Erfahrungen mit „der Musik der anderen“ im Face to Face Kontakt gesammelt zu haben.

Aufgrund solcher projektorientierten Feldforschungsseminare und Exkursionen, sowie den selbstständig durchgeführten Forschungen seitens der Studierenden, weist heute ein beträchtlicher Teil der insgesamt ca. 600 Abschlussarbeiten, die sich in der Institutsbibliothek befinden, empirische Anteile auf. Die Bandbreite der Thematiken ist erstaunlich groß, insbesondere angesichts des Umstands, dass es sich um Studierende des Faches Musikpädagogik (nicht indessen der Musikethnologie / Volksmusik) handelte.²⁴ In einigen Fällen verfügten die VerfasserInnen offensichtlich über einen „Migrationshinter-

²⁴ Siehe hierzu Näumann / Noll / Probst-Effah / Reimers / Schepping / Schneider (Hg.) (2014, S. 141–161).

grund“, beispielsweise mit einem Bezug zu Osteuropa. Thematisiert werden in diesen Arbeiten die Musiktraditionen (Repertoire, bestimmte Lieder, Gebrauch und Kontext) jener Gebiete oder Dörfer, aus denen die VerfasserInnen stammten. Andere wiederum widmeten sich ihren Herkunftsregionen in Deutschland und besonders häufig der Region und Stadt, in der sie damals studierten, nämlich Köln und im weiteren Sinne Nordrhein-Westfalen. Im Mittelpunkt der Untersuchungen standen dabei Musiken im Kontext des Brauchtums, des Sports (z.B. Fangesänge in Stadien), Liedgebrauch bestimmter Altersklassen, bestimmte Festivals, Chöre, Dialektlieder- und ihr Gebrauch, A-cappella-Ensembles, Blasorchester oder -kapellen, Laienmusizieren, Musik auf Mittelaltermärkten oder sogar die „Praxis und Funktion von Musik und Singen im Strafvollzug“. Ferner weisen viele Arbeiten mit empirischen Anteilen einen Bezug zur Populärmusik auf (Disco, Rock, Techno, Rap, Hip-Hop, Punk etc.) und tragen dabei teilweise der besonderen Spezifik Kölns Rechnung (z.B. Straßenmusik in Köln, die Musik im Kontext des Kölner Karnevals, Kölsche Gruppen wie etwa Bap, Bläck Fööss, Höhner). Unter den zahlenmäßig begrenzten Dissertationen sind ebenfalls, wenn auch nur vereinzelt, solche mit empirischen Anteilen vertreten.²⁵ Während viele der Arbeiten auf die vorab erwähnten Feldforschungsprojekte zurückzuführen sind, existieren darüber hinaus einige, in denen (sogar) außereuropäische Musiken (z.B. in Afrika²⁶ und Asien²⁷) thematisiert wurden.

²⁵ Eine solche Dissertation stammt beispielsweise von Rüdiger Becker zum Thema *Circusmusik in Deutschland* (2014).

²⁶ Z.B. Skowronek, Dinah. 1999. *Musik der Wolof in Senegal (Westafrika). Eine Fallstudie*; Keune, Christina 1999. *Aspekte der oralen Musiktradierung in Westafrika und ihre mögliche Bedeutung für unsere Musikpädagogik*; Gerrits, Barbara. 1987. *Soziologische Aspekte in der Musik Westafrikas unter besonderer Berücksichtigung der Hausa*.

²⁷ Z.B. Senol, Hidir. 2005. *Entstehung der alevitischen Musik von den Anfängen bis in die Gegenwart*; Muyrers, Esther. 2002 *Flöten im Gambuh* [Bali; KN]; Bußkamp, Karl-Heinz. 1992. *Lied und Singen in Indonesien zwischen Tradition und Gegenwart*.

4. Der Selbstversuch: Musikethnologische Feldforschung als praktisches Seminar

Inspiziert von der Einbeziehung der Feldforschungsaktivitäten in die Lehre seitens der Kölner Institutsangehörigen, den Erzählungen von KollegInnen (u.a. Allgayer-Kaufmann, Muszkalska) und den wenigen Publikationen, in denen die Feldforschungsergebnisse von Studierenden (Berlin, Göttingen) festgehalten wurden, entwickelte sich auch bei mir die Absicht, im Rahmen der organisatorischen und finanziellen Möglichkeiten, etwas Ähnliches zu initiieren. Aber würden Studierende der Fächer Musikpädagogik und (seit WS 2013/14) der Musikvermittlung an der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln meiner „Aufforderung“, sich abseits der Lehrveranstaltung in Eigenverantwortung und -regie noch zusätzlich ins Feld zu begeben, überhaupt Folge leisten? Und wenn ja, wie hätte ich sie auf ein solches Unterfangen zumindest einigermaßen vorbereiten können? Ich beschloss, eine Sequenz von Lehrveranstaltungen durchzuführen, die ihnen für eine eigenständige Feldforschung in kleinerem Rahmen und in der unmittelbaren Umgebung zumindest die wichtigsten Grundlagen vermitteln würde. Dies waren eine zweisemestrige „Einführung in die Musikethnologie / Volksmusikforschung“, anschließend ein historisch / theoretisches Seminar zur musikethnologischen Feldforschung und unmittelbar daraufhin dann das praktische Feldforschungsseminar.

Allerdings hatte mich der damalige Direktor des Instituts für Europäische Musikethnologie Reinhard Schneider im Vorfeld bereits gewarnt: Ich könne es mir „abschminken“ zu glauben, dass nach drei Semestern immer noch dieselben Studierenden meine Lehrveranstaltungen besuchen würden. Und damit sollte er Recht behalten, denn tatsächlich hatten die meisten der Studierenden, die das praktische Feldforschungsseminar besuchten, den vorhergehenden Veranstaltungen aus unterschiedlichen Gründen nicht beiwohnen können. So war die Bemerkung eines einzelnen Studierenden auch nicht überraschend, der bemäkelte, ich müsse ihnen doch mangels Kenntnissen nachhaltiger die Grundlagen der musikethnologischen Feldforschung vermitteln, was ich – obwohl das im Vorfeld bereits geleistet wurde – in stark komprimierter Form noch einmal tat.

Dessen ungeachtet wurde in der ersten Veranstaltung über mögliche Themen einer empirischen Studie diskutiert. Dabei war es jeder / jedem freigestellt, welches Thema sie / er auswählen wollte, ob sie gedachten, es alleine, zu zweit oder sogar zu dritt durchzuführen und wie viel Zeit sie dabei investieren konnten oder wollten. Während einige Studierende postwendend „ihr“ Thema gefunden und sich wahrscheinlich schon im Vorfeld des Seminars darüber Gedanken gemacht hatten, diente mir für die Unentschlosseneren ein Ordner der Kollegin Reimers, den sie im Rahmen ihres damaligen Feldforschungsseminars angelegt hatte. In diesem Ordner waren alle, oder zumindest viele, der in Köln beheimateten Migrantengruppen enthalten samt Kontaktadressen und Informationen (teils mit Fotos) über ihre kulturellen und musikalischen Aktivitäten. Die Aufgabe für die kommende Veranstaltung konnte nunmehr lauten, mittels des Internets vorab so viel wie möglich Informationen zu einem (potentiellen) Thema zu sammeln und auf Basis dessen (mögliche) Ziele sowie damit konnotierte qualitative, leitfadengestützte Fragebögen (unter Umständen auf unterschiedliche Personengruppen zugeschnitten) zu erstellen. Ab der dritten, spätestens der vierten Veranstaltung hatten alle Studierenden ihre (ungefähren) Themen gefunden, die da lauteten: Fangesänge (des 1. FC Kölns und des BVVBs) in Stadien; Bau, Vertrieb und Gebrauch des türkischen Instruments Baglama bzw. Saz (in Köln); ein Punk-Club (in Köln), Polnische Chöre (in Nordrhein-Westfalen) (im Rahmen des ersten Seminars); Flamenco-Tanz in einer Tanzschule (in Köln); Rezeptionsverhalten Jugendlicher mit Migrationshintergrund im kölnischen Stadtteil Porz; Straßenmusik in Köln; Offenes Singen in Köln; ein internationaler Kammerchorwettbewerb (in Marktoberdorf); der Kinderchor einer freievangelischen Brüdergemeinde russlanddeutscher (Spät-)Aussiedler in Nordrhein-Westfalen; ein Band Contest in Köln sowie ein Männerchor in einem nordrhein-westfälischen Dorf, unweit von Köln gelegen.

Schließlich unternahmen die Studierenden erste Versuche, Kontakte zu „ihren Themen“ bzw. den dabei involvierten Protagonisten zu knüpfen. In einigen Fällen verfasste ich für die Studierenden einen Brief mit Institutsbriefkopf und Stempel, der den wissenschaftlichen

Zweck ihrer Untersuchungen bescheinigte.²⁸ Nach und nach waren alle Studierenden (ohne mein Beisein) als teilnehmende BeobachterInnen u.a. bei einzelnen Auftritten oder Proben zugegen, führten Interviews mit MusikerInnen, TänzerInnen, LeiterInnen, OrganisatorInnen oder anderweitig in die spezifischen Themengebiete Involvierten durch. In den darauffolgenden Veranstaltungen berichteten sie über ihre Erlebnisse, die Kontaktaufnahme, die Durchführung, vereinzelt auftauchende Probleme z.B. mit der Technik (AV-Aufnahmegeräte, Fotoapparate), den Faktor Zeit, besondere Situationen im Umgang mit („sehr speziellen“) Gewährsleuten, erste Erkenntnisse oder Verdachtsmomente, welches Potential die einzelnen Themen mutmaßlich in sich bergen usw. Ausnahmslos jeder von ihnen (die / der sich ins Feld begeben hatte) wusste Spannendes zu berichten. In den Veranstaltungen entwickelte sich zunehmend ein produktives, höchst positives Klima und Gemeinschaftsgefühl, in dem die Studierenden nun auch begannen, sich untereinander zu beraten, Tipps zu geben, wie man beispielsweise bestimmte Feldforschungssituationen „besser“ beherrschen oder optimieren könnte, an welchen Stellen in den Fragebögen man unter Umständen Änderungen vornehmen müsste etc.

In der letzten Phase der Veranstaltung präsentierten die Studierenden dann in Form eines Referats (samt anschließender Diskussion) ihr Thema, den Verlauf ihrer Feldforschung, Probleme, Perspektiven, Ergebnisse, oder anders gewendet, reflektierten über ihre gesammelten Erfahrungen. Viele hatten während ihrer Untersuchungen Fotos oder mittels des Audio-, bzw. Video-Recorders Aufnahmen gemacht, die sie in ihre Präsentationen mit einbanden. In einem Fall wurde sogar ein kompletter, selbst geschnittener Film präsentiert, eine Leistung, die niemals gefordert wurde, aber gerade daher umso erstaunlicher war.

Es liegt wohl in der Natur der Sache, dass im Anschluss an dieses Seminar, wie auch einer zweiten Veranstaltung dieser Art, manche der Studierenden ihre Themen nicht weiterverfolgten. Andere indes (mindestens 1/3 der Studierenden) intensivierten die Forschun-

²⁸ So gewährte man einer Studierenden bei ihren Forschungen über Fangesänge in Stadien aufgrund eines solchen Schreibens Zugang zum Stadioninnenraum.

gen über ihre selbst gewählten Themen. Daraus resultierten einige Seminar-Hausarbeiten, deutlich häufiger jedoch „schriftliche Hausarbeiten im Rahmen der Ersten Staatsprüfung für Lehrämter an Schulen“ und infolge der Bologna-Reform an der Universität zu Köln auch Bachelor-Arbeiten in den Fächern Lehramt für Musik und Musikvermittlung, wie etwa die folgenden:

- *Eine Fankurve und ihre Gesänge. Eine Fallstudie über die Fans des 1. FC Köln.* (HA).
- *Die Entwicklung der Punkmusik im Kölner Raum seit den 1990ern.* (HA).
- *Straßenmusiker in Köln: Herkunft, Motivationen, Ansehen, Repertoire.* (BA).
- *Polnische Chormusik in Nordrheinwestfalen am Beispiel der Chöre Polonia 1898 Düsseldorf und dem Chor Benedictus aus Wuppertal.* (HA).
- *Punkrock – eine Musikrichtung im Kontext der Kommerzialisierung unter besonderer Berücksichtigung des Kölner Raums.* (HA).

Einige der Lehramts-Studierenden stellten ihre Themen sogar im Rahmen einer ICTM-Jahreskonferenz des Nationalkomitees Deutschlands 2013 (Thema: *Traditionelle Musik Europäischer Regionen im globalen Kontext*) an der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln und bei einer der zweijährlich stattfindenden Tagung der Kommission zur Erforschung musikalischer Volkskulturen (Thema: *„Altes neu gedacht“ – Rückgriff auf Traditionelles bei Musikalischen Volkskulturen*) 2012 an der Katholischen Akademie Stapelfeld vor.

Im Verlauf der folgenden Seminare mit musikethnologischen oder popularmusikwissenschaftlichen Inhalten fiel mir des Öfteren auf, dass eben jene TeilnehmerInnen des praktischen Feldforschungsseminars, anders, man könnte sagen „reifer“, „erfahrener“ oder „kritischer“ mit bestimmten Theorien, Darstellungen und Ausführungen in den zu rezipierenden wissenschaftlichen Aufsätzen umgingen (vgl. auch Alge in Sweers 2009, S. 81). Abgleichend mit ihren eigenen, wenn auch kurzen Feldforschungserfahrungen, stimmten sie dem

Geschriebenen zu, oder sie hinterfragten und kritisierten es mit durchaus stimmigen Argumentationslinien.

Ein weiterer positiver Effekt der beiden Feldforschungsseminare war, dass Studierende, die zwar nicht daran teilgenommen hatten, dennoch davon erfahren hatten. Auch sie wollten nunmehr die Möglichkeit nutzen, eine Abschlussarbeit mit einem Thema ihrer Wahl auf Basis selbst erhobener empirischer Daten zu verfassen. Nachdem die Thematik, ihre Eingrenzung, Vorgehensweise, Ziele, formale Kriterien etc. vereinbart wurden, führten einige der Studierenden ihre Feldforschungen außerhalb von Seminaren in Eigeninitiative und -regie durch, woraus etwa folgende Abschlussarbeiten resultierten:

- *Musik auf der Halbinsel Krim während des politischen Wandels (2004-heute)*. (BA).
- *Masinko-Musik in Äthiopien*. (HA).
- *Das Kölner Karnevalslied (unter besonderer Berücksichtigung der Zeit nach 2010)*. (HA).

5. Fazit

In seinem (heute zur Pflichtlektüre eines jeden Musikethnologie-Studierenden zählenden) Buch *The Study of Ethnomusicology* bezeichnete Bruno Nettl die musikethnologische Feldforschung einmal als „the most personal part of the job, the part that cannot really be taught, which each must learn on his own [...]” (Nettl 1983, S. 249). Und tatsächlich wäre es geradezu absurd, wollten Lehrende ihren Studierenden vor dem Gang in ein ihnen unbekanntes Feld en détail erklären, was diese wie, wann und wo zu bewerkstelligen hätten. Wenn die musikethnologische Feldforschung jedoch eine bedeutende, oder sogar die bedeutendste Methodik für die Musikethnologie ist, dann wäre es allerdings unangemessen, das Erlernen derselben, allein in die Hände der Studierenden zu legen. Folglich müsste dann, wenn man diesen Gedanken weiterspinnt, musikethnologisches Feldforschen und das Sich-Hineinbegeben in andere *Musikkulturen und Lebenswelten* in der universitären Lehre einen festen Platz haben. Aber in welcher Form? Reicht hierfür das bloße Animieren zur Feldforschungstätigkeit durch Praxisseminare, innerhalb derer dann Lehrperson und Studierende gemeinsam über ihre Erfahrungen re-

flektieren? Oder sollte sich die Lehrperson verpflichtet fühlen, zusammen mit den Studierenden ins nahe oder gar ferne Feld zu gehen, um sie vor Ort in die Techniken und Vorgehensweisen einzuführen?

Tatsächlich wird die Antwort auf diese Fragen wohl immer in Abhängigkeit von den Konstellationen anders ausfallen müssen. Denn zu verschieden sind die finanziellen Ressourcen, die an den jeweiligen Hochschuleinrichtungen verfügbar bzw. mit einem spezifischen Kraftaufwand akquirierbar sind. Überdies ist – wie zu Anfang dieses Aufsatzes dargestellt wurde – auch das Wesen der Hochschuleinrichtung dafür mit ausschlaggebend und die damit konnotierte Frage, welcher Typus Studierende/r (zukünftige KünstlerInnen, WissenschaftlerInnen, LehrerInnen) erreicht werden soll. Nicht minder relevant ist die Frage, über welche Kontakte, Erfahrungen, wieviel Zeit und nicht zuletzt über welches „Nervenkostüm“ bzw. welche „Frustrationsgrenze“ die Lehrperson verfügt, nebst so vielen anderen Details, deren Erörterung allerdings den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen würde.

Doch all dessen ungeachtet soll hier die These aufgestellt werden, dass, wie auch immer sich die Rahmenbedingungen darstellen mögen, die praktische musikethnologische Feldforschung für die Lehre eine wesentliche Bereicherung darstellt. Während manche Texte bzw. deren inhärente Aussagen und Theorien, aber auch bestimmte Musiken, gar nicht ohne Weiteres zu vermitteln sind (weil die jeweiligen Studierenden sie nicht annehmen oder weil die Lehrperson sie mangels Erfahrung nicht vermitteln kann) (vgl. Sweers 2009, S. 77 ff.), scheint es, dass der Gang ins Feld Potential von Studierenden freizusetzen vermag. Die hier teils in Kürze, teils etwas ausführlicher dargestellten Fälle legen zumeist nahe, dass Studierende dabei ein hohes Maß an Eigeninitiative, Verantwortung, Zeitmanagement etc. entwickeln, ja entwickeln müssen und bereit sind, dies zu tun sowohl was die Planung, die Arbeit im Feld als auch die Nachbereitung angeht (z.B. Präsentationen mittels Filmen, Fotos oder Verfassen von Schriften). Unabhängig davon, ob die Studierenden angehende Lehrer, Wissenschaftler oder Musiker sind, profitieren alle für ihre berufliche Zukunft, nämlich insofern, als sie einmal den (ersten) Versuch unternommen haben, sich ihnen bis dato relativ unbekann-

ten *Musikkulturen und Lebenswelten* zu nähern und dadurch kommunikative wie interkulturelle Kompetenzen hinzugewonnen haben. Man kann natürlich argumentieren, dass daraus generell keine Arbeiten entstehen werden, die höheren oder höchsten musikethnologischen Standards entsprechen, dass es unangemessen ist, wenn Studierende nicht ausreichend auf das Feld vorbereitet werden (Kenntnisse über ihr Thema, Sprache, Entwicklungen usw.), dass Frustrationen nicht ausgeschlossen werden können und dass solche Feldforschungen im Einzelfall sogar gefährlich sein können. Wenn man die Ziele allerdings nicht allzu hochsteckt und sie als erstes Kennenlernen und Erproben der wichtigsten Methodik eines Faches interpretiert, im besten Falle natürlich auch mit sichtbaren Ergebnissen, dann – so glaube ich – überwiegt der Mehrwert deutlich.

Literatur

BART, Dorothee (2007): „Musik der Welt auf 77qkm“. Musikethnologische Feldforschungen mit Schülerinnen und Schülern in Hamburg Altona. In: Analysen und Informationen aus dem Institut für Ethnologie der Universität Hamburg, S. 160–168.

BARTH, Dorothee / Greve, Martin (2008): Jugendliche erforschen ihren kulturellen Nahraum. Feldforschung in und außerhalb der Schule als Methode interkulturell orientierter Musikpädagogik. In: Bach – Bebop – Bredemeyer. Sperriges lebendig unterrichten. Hg. Frauke Hess u. Jürgen Terhag. Oldershausen: Lugert Verlag (Reihe Musikunterricht heute; Bd. 7), S. 181–192.

BARZ, Gregory F. / Cooley, Timothy J. (Hg.) (1997): *Shadows in the Field*. New York und Oxford: Oxford University Press.

BAUMANN, Max Peter (1989): *The Musical Performing Group: Musical Norms, Tradition, and Identity*. In URL: https://opus4.kobv.de/opus4-bamberg/files/26324/GroupOCRse_A2b.pdf [10.12.2016].

BECKER, Rüdiger (2014): *Circusmusik in Deutschland Zirkusmusik in Deutschland. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. München: Allitera (Reihe Musik | Kontexte | Perspektiven; Band 5).

BEER, Bettina (2012): Exkursion. In Lehre als Abenteuer. Anregungen für eine bessere Hochschulausbildung. Hg. Matthias Klatt und Sabine Koller. Frankfurt / New York: Campus Verlag, S. 78–81.

FACHRICHTUNG VERGLEICHENDE MUSIKWISSENSCHAFT des FB 14 der Freien Universität Berlin (Hg.) (1979): Musikalische Streiflichter einer Großstadt gesammelt in West-Berlin von Studenten der Vergleichenden Musikwissenschaft. Berlin: Zentrale Universitätsdruckerei.

KARBUSICKY, Vladimir (1987): *Das Musikleben in Hamburg*. Hamburg: uni hh extra (Reihe Eine Dokumentation anlässlich der Universitätstage 1986).

KLUSEN, Ernst (1981): Feldforschung bei Medienproduzenten und -konsumenten. Anmerkungen zu künftigen Forschungsansätzen. In: Musikologische Feldforschung, hrsg. v. Deutsche Gesellschaft für die Musik des Orients. Hamburg: Verlag der Musikalienhandlung Karl Dieter Wagner (Reihe Beiträge zur Ethnomusikologie; Bd. 9), S. 93–105.

KLUSEN, Ernst (1941): Das Volkslied im niederrheinischen Dorf. Studien zum Volksliedschatz der Gemeinde Hinsbeck mit besonderer Berücksichtigung der Melodien. Potsdam: Voggenreiter.

KLUSEN, Ernst (1969): Volkslied Fund und Erfindung. Köln: Gerig.

KRÜGER, Simone (2009): *Experiencing Ethnomusicology. Teaching and learning in European Universities*. Surrey: Ashgate.

[MENDÍVIL, Julio / Alge, Barbara] (o.A.): Statement der Fachgruppe Musikethnologie und vergleichende Musikwissenschaft. In URL: <http://www.musikforschung.de/index.php/fachgruppen/musikethnologie-und-vergleichende-musikwissenschaft> [03.11.2016].

NÄUMANN, Klaus / Noll, Günther / Probst-Effah, Gisela / Reimers, Astrid / Schepping, Wilhelm / Schneider, Reinhard (Hg.) (2014): *50 Jahre musikethnologische Forschung*. Köln: Universitäts-Druckerei.²⁹

²⁹ Ebenfalls verfügbar unter URL: [http://hf.uni-koeln.de/data/musikeume /File/Dateien %20des%20Instituts/Jubilaemsschrift%202014.pdf](http://hf.uni-koeln.de/data/musikeume/File/Dateien%20des%20Instituts/Jubilaemsschrift%202014.pdf)

NETTL, Bruno (1983): *The Study of Ethnomusicology. Twenty-nine Issues and Concepts*. Urbana und Chicago: University of Illinois Press.

REYES, Adelaida (2012): *Urban ethnomusicology: A brief history of an idea*. In: *urban people / Lidé města* 14, 2012, 2, S. 193–206.

STUDENTEN DES MUSIKWISSENSCHAFTLICHEN SEMINARS der Georg-August-Universität Göttingen und Rudolf M. Brandl (Hg.) (1985): *Emden*. Göttingen: Edition herodot (Reihe Dokumentation des Musiklebens in Niedersachsen; Band 1).

STUDENTEN DES MUSIKWISSENSCHAFTLICHEN SEMINARS der Georg-August-Univ. Göttingen und Rudolf M. Brandl (Hg.) (1989): *Teil: 2: Lüneburg und Umgebung*. Göttingen: Ed. Re (Reihe Dokumentation des Musiklebens in Niedersachsen).

SWEERS, Britta (2009): *Toward a Framework for a Pedagogically-Informed Ethnomusicology: Perspectives from a German Musikhochschule*. In *The World of Music*, Vol. 51, No. 3, *Ethnomusicology in the Academy: International Perspectives*, S. 65–92.